

Fortsetzung von Seite 9

## Ein Traum für Deutschland

*In Ihrer Darstellung steht die Programmatik im Zentrum. Zwischentöne, die Erfahrungen von Vergeblichkeit, fehlen. Viele Lehrer und Erzieher haben versucht, gegen die Gettoisierung anzukämpfen, und sind resigniert.*

MARINA MÜNKLER: Die Gefahr der Resignation kenne ich aus eigener Arbeit mit Migranten. Wenn ich dreißig Schüler in der Klasse habe, und von denen sind zweiundzwanzig keine Muttersprachler, dann ist das Ergebnis natürlich klar. Was können Sie von diesen Kindern erwarten? Die machen lauter Quatsch. Und sie erfahren sehr früh, dass sie keine Chance haben. Ich habe mit Anfang zwanzig, in den frühen achtziger Jahren, Volkshochschulkurse für Migranten gegeben. Darunter war ein nicht unerheblicher Anteil von Flüchtlingen aus Afghanistan, Ghana und Liberia. Das waren junge Erwachsene, die habe ich dreimal die Woche unterrichtet. Daneben gab es auch englische Au-pairs, dann gab es Leute aus Osteuropa, die Deutsche geheiratet hatten. Deren Niveau war absolut unterschiedlich, und es gab keine Mechanismen, das zu bearbeiten. Ich stand da mit diesen Ghanaern, die nicht mal alphabetisiert waren. Also habe ich die eine Dreiviertelstunde vorher bestellt und mit ihnen allein gearbeitet. Außerdem haben wir zusammen gekocht und solche Sachen gemacht. Es gibt ein sehr schönes Buch von Frank McCourt, „Teacher Man“, das davon erzählt, wie man Klassen zusammenbringt, die ethnisch extrem gemischt sind. Bei mir hat das bei all den Problemen, die es zwischendrin gab, am Ende gar nicht so schlecht funktioniert.

*Berlin hat in den letzten Jahren eine rasante Entmischung vieler einst multikultureller Viertel erlebt. Woher nehmen Sie den Optimismus, dass es diesmal anders abläuft, gerade angesichts der Spaltung der Gesellschaft, die die Flüchtlingswelle mit sich gebracht hat?*

HERFRIED MÜNKLER: Was wir in dem Buch beschreiben, sind die Gelingenbedingungen von Integration. Die können Sie nicht kritisieren, indem Sie die Realität dagegenstellen. Wir schließen ja auch zu keinem Zeitpunkt aus, dass das, was wir skizzieren, scheitern kann. Entweder weil es zu teuer ist, diese Prozesse der Integration auf sich zu nehmen, oder weil große Teile der Bevölkerung das nicht mittragen wollen. Es ist ein hochkomplizierter Prozess, der ein Stück weit ganz prima laufen kann, und dann kommt es zu einem Kipppunkt wie der Silvesternacht in Köln. Oder jetzt die Attentate von Würzburg und Ansbach. Das haben wir durchaus im Auge. Aber für unsere Überlegung war nicht zentral, die Wirklichkeit mit all ihren Verstellungen einzufangen, sondern die Bedingungen zu benennen, unter denen die Gesellschaft sich weiterentwickeln kann. Wir sagen, es ist furchtbar schwierig, aber wir müssen es trotzdem versuchen.

*Sie äußern an mehreren Stellen Skepsis gegenüber Versuchen, Integration durch Verordnungen zu erzwingen. Aber kann Verbindlichkeit nicht auch hilfreich sein, nicht nur für Mädchen, die ihre eigenen Bildungswünsche allein gar nicht durchsetzen könnten?*

HERFRIED MÜNKLER: Natürlich. Diese Verbindlichkeit würden wir nie in Frage stellen.

MARINA MÜNKLER: Ich bin eine katholische Arbeiterin vom Lande mit bäuerlichem Hintergrund. Früher hat man gespöttelt: das Schlimmste, was ein Mädchen werden kann. Meine Eltern hatten nie die Idee, ich könnte Abitur machen. In meiner Generation gibt es viele, denen es so ging und die es trotzdem geschafft haben, sich aus ihrem Milieu herauszuarbeiten. Warum hat es eigentlich da geklappt? Weil ein typisch bundesrepublikanischer Aufstiegsdrang mit einer darauf zugeschnittenen Bildungspolitik zusammentraf. Bafög war für mich ein entscheidender Schritt in die Selbständigkeit. Was aber jetzt in den Schulen läuft, sozusagen die zweite Welle der sozialdemokratischen Bildungspolitik, ist unterirdisch. Die Art und Weise, wie man glaubt, Kinder beschulen zu können, die keine optimalen Voraussetzungen haben, indem man auf eigenständiges Arbeiten, Selbstorganisation und so weiter setzt, ist naiv und kontraproduktiv. Das alles setzt voraus, dass man zu Hause einen Bildungshintergrund hat, der in der Lage ist, das Durcheinander, das dabei entsteht, zusammenzufangen. Migrantenkinder haben diesen Hintergrund nicht.

*Wir verstehen „Die neuen Deutschen“ als Ermütigung, bei der Zweckoptimismus natürlich nicht fehlen darf. Aber schrauben Sie die Erwartungen nicht zu hoch, wenn Sie das helle neue Deutschland mit der Verheißung einer besseren Menschheit verknüpfen? Sie tun das beispielsweise mit dem Begriff des „neuen Menschen“, der in Ihrem Buch fällt, eine Leitvokabel von Sozialingenieuren aller Zeiten. Auch schreiben Sie der Flüchtlingsdebatte die Wirkung eines nationalen „Jungbrunnens“ zu. Mit der zentralen Analogie Ihres Buches, nämlich Blaise Pascals Wette auf die Existenz Gottes, ist dann endgültig der Ausgriff ins Metaphysische getan, die Suggestion geschaffen, dass es um Heil oder Unheil, um alles oder nichts geht. Wäre es nicht auch ein, zwei Nummern kleiner gegangen?*

MARINA MÜNKLER: Nein. Wenn die Aufgabe groß ist, und sie ist groß, dann darf man nicht verzagt antworten.

Das Gespräch führten Christian Geyer, Andreas Kilb und Regina Mönch.

Auch literarische Schlachten haben ihre Überlebenden, auch diese sterben irgendwann aus. Mit Michel Butor verliert Frankreich den letzten prominenten Vertreter des Nouveau Roman – Nathalie Sarraute, Claude Simon und Alain Robbe-Grillet sind ihm vorausgegangen. Der Nouveau Roman hatte in den fünfziger Jahren die „Ära des Verdachts“ eingeläutet und zum Angriff auf die traditionell gewordene Romanform geblasen; Balzac musste als Erzfeind fliehen, während ein auf das „livre sur rien“, das „Buch über nichts“, reduzierter Flaubert zum Bannerträger avancierte. Butor, der Jüngste, experimentierte radikaler als die meisten, mit denen ihn die Literaturkritik verbündet sehen wollte – und ließ sich weit weniger in einen Frontenkrieg verwickeln.

Das belegt bereits das Buch, das man als seine Autobiographie bezeichnen könnte: Durch den ironischen Titel „Improvisations sur Michel Butor“ (1993) reißt es sich nicht nur in die literarische Tradition ein, deren Vertreter Butor durch weitere „Improvisationen“ die Ehre erwies – Flaubert, Rimbaud und (man staune) Balzac. Es trägt zudem den Untertitel „L'écriture en transformation“ („Das Schreiben in Wandlung“). Sich einer Partei ein für alle Mal zuschreiben zu lassen, dazu war Butors Interesse an allen denkbaren Formen und Inhalten zu groß: Noch als Greis mit würdigem Bart betrachtete er Literatur als das Terrain, auf dem er seinen intellektuellen Spieltrieb am schalkhaftesten ausleben konnte.

Butor wurde am 14. September 1926 in Mons-en-Barœul bei Lille geboren. Mit drei Jahren kam er nach Paris; dort besuchte er Louis-le-Grand, eines der zwei großen Gymnasien. Über einen Großonkel, der Philosophie am Collège de France lehrte, erhielt er Eintritt in philosophische Kreise. Der klassische Eliteparcours freilich misslang: Butor scheiterte an der berüchtigten „agrégation“ für Philosophie (die Prüfung entspricht dem Staatsexamen, ist aber viel selektiver). Damit war ihm der Lehrberuf an staatlichen Einrichtungen in Frankreich verschlossen. Er brach die Zelte ab, ging als Lehrer nach Ägypten, dann als Lektor nach Manchester. Was als Flucht begann, wurde Leidenschaft: Butor war ein großer Reisender.

Eine weitere Entscheidung fiel: Nach Ägypten hatte Butor zwei Projekte mitgebracht, eine Doktorarbeit in Philosophie und einen Roman. Fertiggestellt wurde nur „Passage de Milan“ („Mailänder Passage“); 1954 erschien der Roman bei Éditions de Minuit, dem Verlag des Nouveau Roman. Die Weichen waren gestellt. Allgemein bekannt wurde Butor erst durch den Zug, der darauf fuhr, nämlich jenem aus „Paris–Rom oder Die Modifikation“ (1957): Vordergründig erzählt der dritte Roman eine Eisenbahnfahrt, in deren Verlauf ein Mann den Plan aufgibt, seine Frau zu verlassen; im Zentrum aber stehen die beiden Städte sowie die Bewegung dazwischen.

Der Roman zeigt die Pole in Butors Schaffen. Einerseits ist es geradezu klassizistisch: Der Text respektiert die aristotelischen Einheiten von Raum und Zeit; wie Raymond Queneau ist Butor fasziniert von der Formstrenge der französischen Tragödie. Andererseits ist er radikal experimentell: Die Geschichte ist fast durchweg in der Höflichkeitform, der zweiten Person Plural („vous“), erzählt; zudem schichtet Butor die zeitlichen Ebenen zu einer komplexen Folge, ein Vorgehen, das bereits den zweiten Roman, „Der Zeitplan“ (1956), geprägt hatte. Vor allem jedoch sind die zwei Pole untrennbar: Butors Schreiben lässt sich mit dem Oxymoron eines experimentellen Klassizismus fassen. Kritik und Publikum gefiel es: Der Roman erhielt den Prix Renaudot und trug viel dazu bei, den Nouveau Roman bekannt zu machen; heute noch gilt er als dessen meistgelesener Roman.

## Aus den Nebeln von Nebra

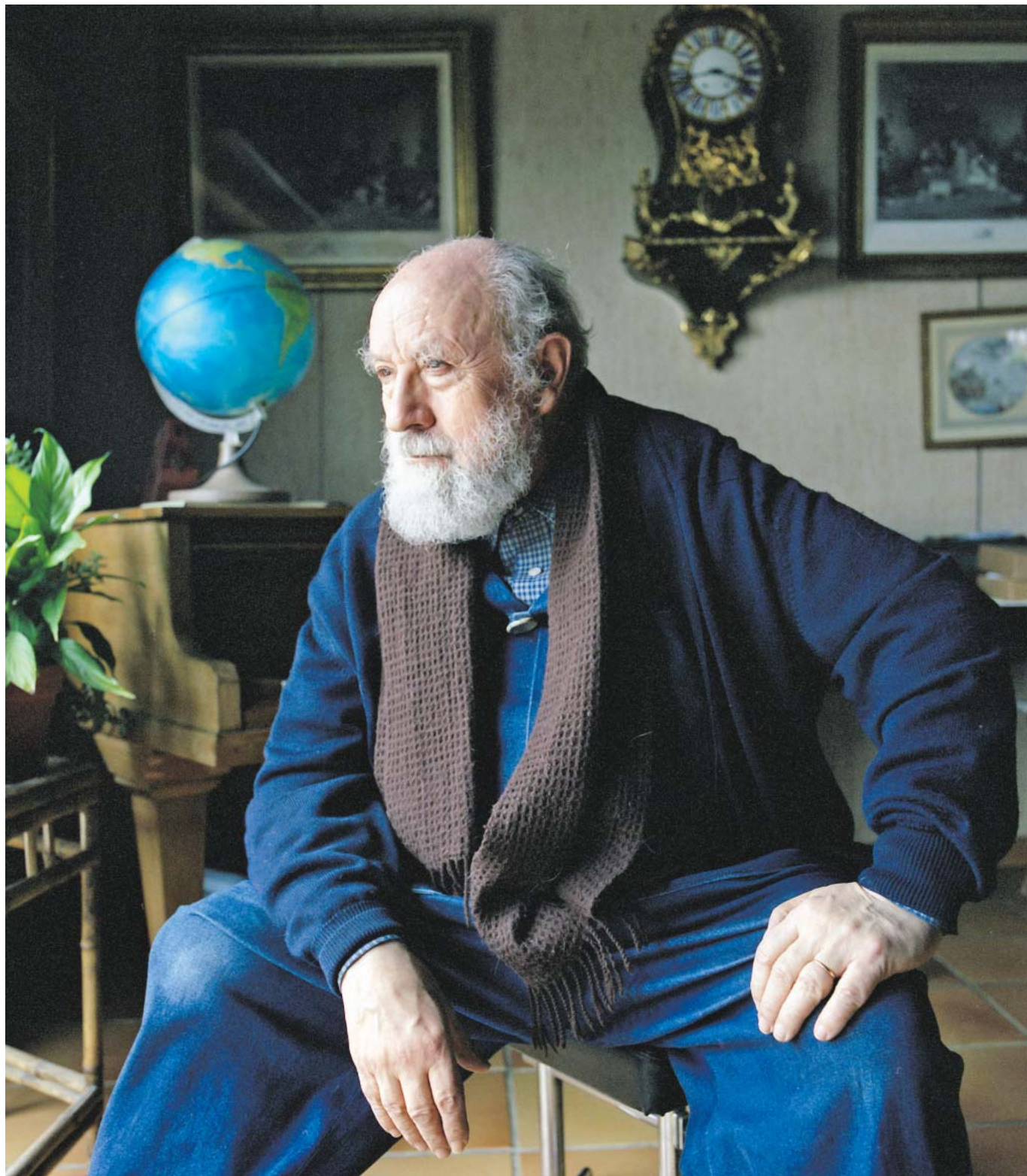
Lag der Auftraggeber der Himmelscheibe im Friedhof von Dieskau? Neue Thesen zu einem alten Rätsel

Die Aunjetitzer Kultur, benannt nach einem Fundort nördlich von Prag, ist für den Laien ein böhmisches Dorf, für Archäologen und Frühgeschichtler dagegen ein Hauptereignis der europäischen Bronzezeit. Sie blühte von 2300 bis etwa 1600 v. Chr., und ihr Verbreitungsgebiet bezweichnet ziemlich genau den Raum, in dem die großen Handelswege von Norden nach Süden, die Routen zwischen den Metall und Salz produzierenden und den Bernstein und Pelze liefernden Regionen zusammentrafen: Mitteldeutschland bis zur Elbe, das Böhmisches Becken, die obere Donau, die Mittlere Oder. Seit langem weiß man, dass sich die Träger der Aunjetitzer Kultur in Fürstentümern organisierten, dass sie ein kehliges, noch von keiner Lautverschiebung gemildertes Urgermanisch redeten und dass sie ihre Herrscher, die über eigene, streng gegliederte Kriegerverbände geboten, in Hügelgräbern bestatteten. In einem dieser Hügel, dem Bornhöck in der Nähe der Ortschaft Dieskau westlich von Halle, will der sachsen-anhaltinische Landesarchäologe Harald Meller jetzt den Auftraggeber und ersten Besitzer der Himmelscheibe von Nebra ausgemacht haben.

Ein Problem dieser Entdeckung ist, dass es das Hügelgrab von Dieskau nicht mehr gibt. 1874 wurde die Erhebung, die damals siebzig Meter breit und gut zwanzig Meter hoch und damit einer der größten bronzezeitlichen Grabhügel in Europa war, von ihrem Besitzer abgetragen.

## Lesen als Akt nobler Faulheit

Literatur war das Terrain, auf dem er seinen intellektuellen Spieltrieb auslebte: Michel Butor war der jüngste und einer der radikalsten Vertreter des Nouveau Roman – jetzt ist der Vielgeehrte im Alter von 89 Jahren gestorben.



Nicht nur in Gedanken unterwegs: Der französische Schriftsteller Michel Butor bereiste die ganze Welt.

Foto Opale

Butors Leben war zu diesem Zeitpunkt unruhig; er reiste nach Amerika, ins kulturelle Zentrum der Nachkriegszeit. Die Romanform hingegen gab Butor nach dem vierten, „Degrés“ („Stufen“, 1960), auf: Er schrieb fortan Kurzprosa, Essays und Lyrik. Einen wichtigen Teil zum umfangreichen Œuvre, von dem nur ein Bruchteil auf Deutsch vorliegt, steuern seine Reiseerfahrungen bei: In Bänden, die Butor „Le Génie du lieu“ („Der Geist des Ortes“) nennt, versucht er, Orte als kollektive Kunstwerke zu begreifen, deren Bedeutungsschichten er erkundet.

Auf einer Reise in die Schweiz traf Butor Marie-Jo Mas, die er 1958 heiratete; sie bekamen vier Töchter und lebten bis zu Marie-Jos Tod 2010 zusammen. Beruflich war es schwieriger: Butor wechselte zwischen Verlag und Lehre, kam trotz eines Intermezzos in Nizza nicht unter. Erst der Ruf auf einen Lehrstuhl in Genf 1974 befreite ihn von seinen Sorgen; dort

unterrichtete er bis 1991. Zum Ruhestand zog Butor 1989 in das Dorf Lucinges in den französischen Alpen. Mit seiner Frau zog er weiter durch die Welt, fotografierte und schrieb – so kam es 2011 zu einer doppelten Butor-Ausstellung von Indien-Fotos und -Texten.

Diese Form der Kooperation ist typisch: Butor hat oft mit Fotografen und Künstlern zusammengearbeitet oder über Künstler vergangener Zeiten wie Claude Lorrain oder Beethoven geschrieben. Zugleich – auch das ist typisch – reflektiert er das Zusammenwirken der Künste, etwa in dem Band „Die Wörter in der Malerei“, der das Verhältnis von Bild und Schrift erforscht. Butors Texte sind unpräzise: Sie widmen sich einfachen Themen, hier Titeln von oder Schriftzügen in Gemälden, untersuchen ihre Funktion, zeigen ihre Bedeutung. Ab und an blitzen brillante Formulierungen auf: „Der Akt des Lesens muss in einer noblen

Faulheit vollzogen werden“, heißt es in den „Improvisationen über Flaubert“.

Mit Abschluss seiner Karriere als Romancier verschwand Butor aus der Öffentlichkeit. Am Ende seines Lebens aber hat der Literaturbetrieb ihm die Ehre erwiesen: eine Ausstellung in der Bibliothèque nationale de France, eine zwölfbändige Werkausgabe, der Grand Prix de littérature der Académie française fürs Lebenswerk. Wie quicklebendig und abgründig der Geehrte blieb, hat er noch 2012 in dem Band „Neueste Texte – 37 Gedichte“ bewiesen, in dem er das Motiv der Hölle erforschte – und wohl das eigene Lebensende befragte. Der flüchtigen Lebenszeit hat er einmal in einem Interview nachgespürt und den bemerkenswerten Satz geprägt: „Die Zeit wird erlebt wie etwas, das man ausscheidet.“ Am Mittwoch ist Butor im Alter von 89 Jahren in Contamine-sur-Arve gestorben.

NIKLAS BENDER



Kultobjekt der Archäologie: Die Himmelscheibe von Nebra

Foto epd

## Grundlos schuldig

Ein Lehrstück über die Willkür der türkischen Justiz / Von Dogan Akhanli

Es ist schon fast vergessen: Der Staatsanwalt Celal Kara war eine der wichtigsten Figuren in meinem kafkaesken Prozess in der Türkei, dem Land, in das ich 2010 nach vielen Jahren der Abwesenheit gereist war, um meinen Vater zu besuchen. In den Jahren 1985 bis 1987 hatte ich in einem türkischen Militärgefängnis gesessen. Ich floh 1991 nach Deutschland, fand dort politisches Asyl, wurde dann als Türke zwangsausgebürgert und bekam schließlich einen deutschen Pass. Seit meiner Flucht war ich nicht mehr in die Türkei zurückgekehrt, doch im August 2010 wollte ich es versuchen, da mein Vater todkrank war. Schon bei der Einreise wurde ich am Flughafen von Istanbul festgenommen. Der Staatsanwalt Celal Kara behauptete, ich sei vor mehr als zwanzig Jahren an einem Raubüberfall auf eine Istanbul Wechselstube beteiligt gewesen, bei der ein Mensch getötet worden war. Während ich in Untersuchungshaft saß, starb mein Vater.

Während des Prozesses saß Celal Kara da wie ein Statue. Er saß auf derselben Höhe wie der Richter und wenn er sich dann doch einmal bewegte, dann spielte er mit seinem Laptop. Der Gerichtssaal war überfüllt. Freunde aus Deutschland und aus meiner Kindheit und Vertreter der Presse waren da. Alle Zeugen wurden angehört. Alle Beweisdokumente wurden gelesen. Die Verteidigung zerpfückte die Anklageschrift und machte damit den Staatsanwalt lächerlich. Den Richtern blieb nichts anderes übrig, als mich freizusprechen. Der Staatsanwalt Kara übte Rache, indem er in Revision ging. Seine Begründung lautete: „Auch wenn alle Beweise zugunsten des Angeklagten sprechen, heißt das nicht, dass er unschuldig ist.“ Der Kassationshof gab ihm recht. 2013 wurde mein Freispruch kassiert und ein internationaler Haftbefehl gegen mich erlassen.

Genau vor einem Jahr, im August 2015, haben die türkische und die deutsche Presse darüber berichtet, dass drei Staatsanwälte vor ihrer drohenden Festnahme in der Türkei außer Landes geflohen seien. Unter ihnen war auch mein Staatsanwalt Celal Kara. Er ist wegen der „Bildung einer kriminellen Vereinigung“ und wegen des „versuchten Umsturzes der Regierung“ zur Fahndung ausgeschrieben worden. Mit derselben Begründung hatte er mich zuletzt lebenslänglich im Gefängnis sehen wollen und einen internationalen Haftbefehl gegen mich erwirkt. Dann landete auf einmal er selbst auf der internationalen Fahndungsliste. Seine Istanbul Kollegen wollten ihn auf Grundlage derselben Paragraphen lebenslänglich hinter Gitter bringen, die Kara auch gegen mich angeführt hat. Er soll in Deutschland einen Asylantrag gestellt haben, ist aber derzeit nicht auffindbar.

Ich glaube, es wäre eine sehr interessante Begegnung, wenn ich mich mit meinem nun auch im Exil in Deutschland lebenden Staatsanwalt trafe. Er ist ja nun sozusagen mein Schicksalsgenosse, wir könnten über die Willkür, die Arroganz und die derzeitige Situation in unserem Herkunftsland reden und uns austauschen über unsere Erfahrungen mit dem türkischen Gewaltapparat und dem Exil. Während ich mich in meiner Vorstellung mit meinem Staatsanwalt unterhielt, kam eine Nachricht von meinem Anwalt. Er teilte mir mit, dass die türkische Zeitung „Cumhuriyet“, deren Chefredakteur Can Dündar nach dem Putschversuch nicht mehr in die Türkei zurückkehren will, berichtet hat, mein Neffe, der Richter Tolga Oral, sei festgenommen worden.

Ich habe seine Eltern angerufen und erfahren, dass dies ohne eine konkrete Anschuldigung geschah. Der von Erdogan ausgenutzte Ausnahmezustand erlaubt Richtern und Staatsanwälten, Menschen ohne die Angabe von Gründen festzunehmen. Tolgas Eltern sagten, dass man ihnen aber angedeutet habe, mein Neffe stehe unter dem Verdacht, mit den Gülenisten zusammenzuarbeiten. Tolga gehörte als Student dem multietnischen Musikensemble „Kardes Türküler“ an, das mit seinen anatolischen Volksliedern seit mittlerweile mehr als zwei Jahrzehnten türkische, armenische, kurdische und arabische Musik präsentiert. Jeder, der Tolga kennt, weiß, dass er vier Jahre lang kein Richter sein durfte, weil er es bei den mündlichen Examenprüfungen stets abgelehnt hatte, ideologisch-religiös motivierte Fragen zu beantworten.

Vor einem Jahr, nachdem er es endlich geschafft hatte, das Amt eines Richters zu bekleiden, musste er seine Arbeit schon während seines ersten Prozesses niederlegen, da er aus seiner Stelle beim Obersten Verwaltungsgericht des Landes entlassen und an ein einfaches Finanzgericht versetzt worden war. Nun ist Tolga im Gefängnis von Ankara und wartet auf seinen Prozess. Wie viele Tage oder Monate das sein werden, weiß niemand. Seine neue Adresse lautet: Ankara 1 Nolu L. Tipi Cezaevi, Tutuklu: Tolga Oral / B-Blok, 06930 Sincan/Ankara, Türkei. Vielleicht möchte ihm ja jemand schreiben.

Dogan Akhanli ist Dramatiker und Schriftsteller und lebt in Köln. Zuletzt erschien von ihm der Roman „Die Tage ohne Vater“.

ANDREAS KILB